



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Philocapnus, Blasius: Tabakologische Studien. III.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Tabakologische Studien.

Von Blasius Philocapnus.

III.

Ist der Tabaksgenuß schädlich oder harmlos? Aus königlichem Munde haben wir gehört, daß das Rauchen ein Bild der Hölle ist und in die Hölle bringt. Aber der König war ein mystischer Sonderling, und die Welt glaubt nicht mehr an die Hölle. Wir werden uns daher nach andern üblen Folgen der Sitte umsehen müssen, und da uns Behauptungen der alten Aerzte wie die, das Rauchen fülle die Lunge, das Schnupfen das Gehirn mit giftigem Ruß, wie sich wiederholt bei Sectionen gezeigt habe, auch nicht mehr imponiren, so geben wir dem neuesten Gegner des Rauchens unter ihren Collegen, Dr. Niant, dessen Schrift schon im zweiten Abschnitt dieser Betrachtungen citirt wurde, das Wort, um uns sagen zu lassen, was sich in der Angelegenheit mit Recht oder Unrecht sagen läßt. Wo der Ankläger Unbegründetes vorbringt, werden wir Einspruch thun, wo er Richtiges äußert, werden wir ihn nicht unterbrechen, und der Leser soll dann Erlaubniß haben, unser Schweigen als Zustimmung zu deuten.

Der Doctor beginnt mit einer Charakteristik der Tabakspflanze, bezeichnet sie als zur Familie der Solaneen gehörig und bemerkt, daß zu dieser auch der Nachtschatten, der Stechapfel, die Tollkirsche und das Bilsenkraut zählen. Wenn er damit andeuten will, daß der Tabak giftige Eigenschaften habe, so widerlegt oder so schwächt er diesen Wink in demselben Athem damit, daß er hinzufügen muß, zu derselben Pflanzensippe würden auch die Kartoffelstaude, der Liebesapfel und die Eierpflanze gerechnet; denn die Knolle der Kartoffel ist die Speise aller Welt, und der Liebesapfel (Tomato) wird in Südeuropa und Amerika gleichfalls viel gegessen, beide aber sind durchaus harmlose Gaben der Erde. Sodann ist zu beachten, daß die genannten Giftkräuter nur in den Magen gebracht tödtlich, geraucht dagegen, wie wir wenigstens vom Bilsen-

traut wissen, blos berauschend, höchstens stark betäubend wirken, und daß der Tabak nicht gegessen wird. Warum soll ich ein Mörder sein, weil mein Vetter, der Stechapsel, einer ist, kann der Tabak fragen, warum nicht eine Wohlthat für die Menschheit, wie meine Muhme, die redliche Kartoffel, die mir überdieß als amerikanische Landsmännin erheblich näher steht als jener schlimme Gesell aus der alten Welt?

Wir meinen, das ließe sich hören. Aber der Ankläger fährt fort: „Der Tabak hat in frischem Zustande einen starken und sehr unangenehmen Duft. (Wie der Knoblauch und die unschuldige Zwiebel — „des Juden Speise“, wirft der Verteidiger ein. Aber gemacht!) Er riecht scharf, bitter, Uebelkeit erregend, und das kommt davon, daß er in der That ein starkes Gift enthält, welches genau so plötzlich tödtet als Blausäure und Strychnin. Die Auslaugung, Gährung und Beizung, welcher der Tabak bei der Verarbeitung für den Genuß unterzogen wird, läßt zwar einen großen Theil des Nicotins sich ausscheiden und verflüchtigen, aber trotzdem bleibt in den aus der Fabrik auf den Markt gehenden Rauch-, Schnupf- und Raubaketen ein beträchtlicher Rest des Giftes zurück, wie wir daran gewahr werden, daß die erste Pfeife oder Cigarre in der Regel Erscheinungen zur Folge hat, die denen einer gelinden Vergiftung ähnlich sind, und die vorzüglich in Schwindel, Uebelkeit, Erbrechen und Herzklopfen bestehen.“

Das klingt plausibel und gefährlich zugleich, ist aber näher in's Auge gefaßt, zum Theil wenigstens, Uebertreibung. Niemand hat uns bis jetzt ganz sicher bewiesen, daß jene Erscheinungen die Folge von Nicotingenuß sind, und zweitens wird, wie schon bemerkt, der Tabak nicht, wie das Nicotin, wenn es tödten soll, verschluckt, sondern geraucht. Die Blätter des Tabaks enthalten außer dem Nicotin auch das nicht giftige Nicotianin oder den Tabakskampher, der von Bauquelin entdeckt und von Posselt und Reimann genauer untersucht wurde, ferner Aepfel-, Citronen- und Oxalsäure, der Tabaksrauch aber außer den gewöhnlichen Verbrennungsproducten: Kohlen- säure, Wasserdampf und Ammoniak, auch Producte der trocknen Destillation: Theeröle, Kohlen-, Schwefel- und Cyanwasserstoff, vielleicht etwas Anilin, endlich allerdings auch Nicotin, und alle oder doch einige dieser Stoffe können zusammen wirken, um jenen Schwindel und jenes Erbrechen zu erzeugen. Das Nicotin, von Geiger am genauesten untersucht, ist eine organische Salzbasis, die man erhält, wenn man den wässrigen Extract von Tabakblättern mit Alkohol auszieht und die hierdurch gewonnene weingeistige Lösung mit Kalt versetzt und mit Aether schüttelt. Aus der ätherischen Lösung wird das Nicotin durch Oxalsäure und Abdestilliren ausgeschieden. Es ist eine ölige farblose Flüssigkeit von 1,03 specif. Gewicht, scharfem Geruch und brennendem Geschmack, die bei 180° siedet, sich in Wasser, Weingeist und Aether löst und

in der That, in genügender Menge in den Magen gebracht, beinahe augenblicklich tödtet. Ein Hund stirbt von einem Tropfen schon. Feine Tabaksorten enthalten nur 2 bis 4, grobe und schwere dagegen, wie die französischen, holländischen und deutschen, 7 bis 8 Procent Nicotin. Schlöfing fand in trocknen entrippten Blättern aus dem französischen Departement Lot 7,⁹⁶ in solchen aus Virginiten 6,⁸⁷, in solchen aus Kentucky 6,⁰⁹, in solchen aus dem Elsaß 3,²¹, in solchen aus Maryland nur 2,²⁹ und in solchen aus Havana weniger als 2 Procent. Auch der türkische Tabak enthält wenig Nicotin. Nach Linck wird der Nicotiningehalt des Tabaks durch das Schwitzen stark vermindert. Kohlende Tabake haben mehr Nicotin in sich als gut brennende. Das Kohlen verschwindet aber durch fortgesetztes Schwitzenlassen, und in gleichem Maße nimmt der Nicotiningehalt ab. Was davon übrig bleibt, verbrennt zum größten Theile beim Rauchen, und der Rest, schwerlich noch viel kräftiger als die Atome von Pflanzengift in gewissen zahmen homöopathischen Pülverchen, verwandelt sich (bei Pfeifen mit Abguß) in ein brenzliches Del. Letzteres wird von civilisirten Menschen weggeossen, von den Grönländern aber, wenn französische Reisende die Wahrheit erzählt haben, wohlschmeckend gefunden und getrunken. Daß es ihnen Beschwerden verursacht habe, wird nicht gemeldet, es kann also nach dem Proceß, den es beim Rauchen durchmacht, nicht sehr schädlich sein.

Weniger harmlos möchte das im Rautabak lauernde Nicotin sein, indeß wer Matrosen kennt, wird auch daran nicht recht glauben wollen. Am gefährlichsten sollte der Schnupftabak sein, von dem manche Sorten 2 Procent enthalten; da er indeß auch nicht gegessen zu werden pflegt, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn es trotzdem passionirte Schnupfer gegeben hat, die achtzig Jahre und älter wurden und niemals krank waren. Wäre es dennoch, wie allerdings wahrscheinlich ist, das Nicotin, wenn „der Bub“, zum Rauchen noch nicht reif“, sich mit „seines Vaters Tabakspfeif“ an der Stadtmauer zu erfreuen ging und seine Freude durch gewisse krankheitsartige Erscheinungen beeinträchtigt und auf einige Zeit verdrängt sah, nun, so geht das wie mit andern Dingen, die Anfangs nicht recht bekommen, an die man sich aber allmählig gewöhnt, und in denen man zuletzt eine gute Gabe Gottes verehrt, welche man um Alles in der Welt nicht missen möchte. Aller Anfang ist schwer, und est modus in rebus.

Mit der letzteren Maxime ist auch das Meiste von dem auf sein rechtes Maß zurückgeführt, was Niant von den Folgen fortgesetzten Tabakgenusses sagt. Er kann nur von maßlosem Rauchen, Schnupfen oder Rauen reden, und nur von solcher Maßlosigkeit bei Leuten, die ihre Schwächen dem Tabak gegenüber nicht berücksichtigen, wenn er fortfährt:

„Geraucht stört der Tabak die Functionen des Magens, sei es durch den Verlust des Speichels, den der Rauchende wegspuckt, sei es in Folge des Dampfes, den er verschluckt. (Was nur die wilde Rothhaut thut.) Er greift die Zähne an und schwärzt sie, schwächt die Sehkraft, reizt die Lunge und kann an den Lippen des Rauchers die Entwicklung bössartiger Geschwüre zur Folge haben. Die durch Pfeifen mit zu kurzem Rohr, durch Cigarren oder Cigaretten an die Zähne gelangende Hitze läßt den Schmelzübergang derselben zerspringen“. (Gut, so rauche man aus langer Pfeife oder Cigarrenspitze.)

„Das durch die Nase eingezogene Tabakspulver reizt die Schleimhaut der Nase und Stirnhöhle, zwingt zum Niesen, bewirkt übermäßige Ausscheidung von Flüssigkeit und vermindert die Fähigkeit zu riechen, ja läßt sie oft ganz verschwinden. Bei manchen eifrigen Schnupfern, welche eine beträchtliche Menge Tabak nehmen, wird ein Theil des schwarzen Staubes verschluckt und sinkt auf diese Weise in den Magen, der das darin enthaltene Nicotin aufsaugt. Endlich nimmt der Athem des Schnupfers einen starken, widerwärtigen Geruch an. Seine Kleider duften nach altem Tabak, seine Wäsche ist besudelt. Die Gewohnheit des Schnupfens ist entschieden unanständig.“

Legt in den letzten Sätzen manches, was nicht wohl zu leugnen ist, so verfällt unser Autor wieder in Uebertreibung, wenn er nach Schilderung der kleinen Leiden des Anfängers im Rauchen fortfährt:

„Aber der Zweck läßt Alles ertragen: man muß rauchen, man ist ohne jenen Preis kein Mann. Die Gewohnheit mildert mit der Zeit jene peinlichen Folgen, jene schrecklichen Empfindungen beim Beginn, eine übel angebrachte Eitelkeit gestattet kein Zurücktreten, man darf einen um den Preis entsetzlicher Leiden erkauften Grad nicht aufgeben. Man raucht von Woche zu Woche mehr, man sucht mehr und mehr jenen Halbschlummer auf, während dessen die Vernunft abdicirt und das Denken erlischt; bald wird jede Aufmerksamkeit zur Unmöglichkeit, und das Erinnerungsvermögen verliert sich. Der Raucher findet an nichts mehr Geschmack, was nicht mit diesem berauschenden Qualme gewürzt ist; er verdaut nicht, wenn er nicht raucht, er schläft nicht ein, wenn er nicht erst die Pfeife oder Cigarre im Munde gehabt hat, er raucht sofort nach dem Aufstehen, er muß auf jeder Reise den Tabak zum Begleiter haben. Er hat einen Zeitvertreib gesucht und hat einen Herrn und Meister gefunden, der seinem Sklaven keinen Augenblick Ruhe gönnt. Der Tabak ist aus einer Gewohnheit eine Leidenschaft, ein unbedingtes Bedürfnis, eine vollständige Knechtschaft geworden. Dieses unnatürliche Bedürfnis wird so gebieterisch, daß es an die Stelle wirklicher Bedürfnisse tritt. Hat der Raucher zwischen Tabak und Brod zu wählen, sagt Balzac, so zögert er nicht, nach dem ersteren zu greifen. Man hat Vergleute, die mehrere Tage verschüttet gewesen waren, als sie ausgegraben worden, zuerst

nach Tabak als nach demjenigen verlangen sehen, dessen Entbehrung ihnen am schwersten gefallen war. Für den Soldaten hat das Rauchen nicht bloß den Werth einer Gewohnheit. Bei Feldzügen wenigstens übt der Tabak eine moralische Wirkung aus, der man selbst nach der Meinung von Militärärzten, welche ihm sonst nicht wohlwollen, Rechnung tragen muß. (Auch eine physische Wirkung: es marschirt und es hungert sich besser, wenn man raucht.) Infolge dessen liefert die französische Regierung seit 1853 ihren Soldaten „tabac de cantine“ zu ermäßigtem Preise, und zwar täglich 10 Gramm eine Maßregel, die der Akademiker Jolly lebhaft getadelt hat.“ (Auch in den Vereinigten Staaten gehört zu den Competenzen der Soldaten eine bestimmte Quantität Tabak und zwar nach der Sitte des Landes Kautabak.

Auch die Anklagen, die man gegen den Tabak von volkswirthschaftlichem Standpunkte erhebt, beruhen auf schwachen Gründen. Der Tabaksbau, sagt man, nimmt große Flächen des besten Bodens in Anspruch, die viel vorthelhafter mit Weizen oder einem andern Getreide besäet würden. Die Tabaksfabrication erfordert Tausende von Händen, die besser andere Waaren herstellen. Europa verwandelt Millionen von Mark, Francs, Pfund Sterling Pfaster, Rubeln u. d. durch Rauchen in Asche, während es klüger thäte, sich Brod und Fleisch dafür zu kaufen. Der Tabak macht Durst, treibt zum Bier oder Wein in die Wirthshäuser, je mehr man raucht, desto mehr trinkt man, dann kommt wohl auch ein Kartenspiel hinzu u. s. w.

Wir sagen dazu erstens, wer die Tabaksfelder abschaffen und durch Getreidefelder ersetzen will, der muß consequent sein und unsre Weinberge und Hopfenpflanzungen ausrotten, um sie durch Wälder oder Obstgärten oder etwas anderes Nützliches zu ersetzen. Der Tabak ernährt nicht, der Wein auch nicht, das Bier nur mäßig. Der Tabak berauscht, der Wein und das Bier berauschen auch. Diese Getränke erfreuen die Zunge, der Tabak thut dergleichen. Die feinste Havanna-Cigarre, die mir eine Stunde lang Vergnügen gewährt, mich angenehm aufregt, kostet noch nicht die Hälfte einer feinen Flasche Wein, die dasselbe leistet. Diese Cigarre wird allerdings zu Rauch und Asche, aber das ist das Loos aller irdischen Dinge, und was wird denn aus dem Johannisberger oder Champagner, wenn er die Zunge passirt hat? Ganz und gar ungerechtfertigt endlich ist die Behauptung, der Tabak verführe zum Trinken oder gar zur Trunksucht, wie gewisse Fanatiker wollen. Im Gegentheil lehrt die Erfahrung, daß starke Raucher in der Regel mäßige Leute sind, und daß viele überhaupt oder wenigstens beim Rauchen nur Wasser trinken, da der Genuß von Wein und Bier die feine Zunge für die Eigenschaften guter Tabaks- und Cigarrensorten verdirbt, wie man umgekehrt auch zu einem Glase Bouquetwein nicht rauchen kann, ohne sich den Geschmack desselben zu vermindern oder zu zerstören. Viele, welche nicht

rauchen, sind starke Trinker von Spirituosen, wenige Trunkenbolde sind starke Raucher, da beim Râzenjammer die Pfeife nicht schmeckt, und wo man Ausnahmen antrifft, wird man finden, daß die Liebe zum Trinken vor der Liebe zum Rauchen vorhanden war.

Ähnlich verhält es sich mit der Klage, der Tabak verderbe die Zähne, schwäche den Verstand, versenke in träumerisches Dufeln, lasse das Gedächtniß schwinden, mache arbeitsunfähig und verkürze das Leben. Daß die kurze französische Thonpfeife den Zähnen schadet, ist gewiß nicht in Abrede zu stellen. Daß der Tabak sie schwärze und überhaupt schlecht werden lasse, ist grundlos. Eher könnten wir behaupten, er trage zu ihrer Erhaltung bei. Newton wurde, wie bemerkt, 85 Jahre alt und hatte, als er starb, erst einen Zahn verloren, obwohl er ein leidenschaftlicher Raucher war. Daß Rauchen oder Schnupfen den Verstand schwäche, wird jeder Tabakliebhaber nicht bloß leugnen, sondern mit der Bemerkung erwidern, daß er schärfer denke, rascher componire und reicher erfinde, wenn er rauche, als wenn er nicht rauche. Sodann aber lehrt uns die Geschichte, daß viele starke Raucher oder Schnupfer nichts weniger als träge, geistig unkräftige oder willensschwache Individuen, sondern ungemein fleißige und energische Geister, fähig zum Ertragen der schwersten Anstrengungen waren, wobei wir nur an Doctor Parr, Hobbes und Walter Scott, an Friedrich den Großen, Gibbon und Napoleon den Ersten erinnern. Auch Fürst Bismarck raucht und hat früher leidenschaftlich geraucht. Daß der Tabak endlich das Leben verkürze, bedarf den von uns im ersten Abschnitte angeführten Beispielen von hochbetagten berühmten Rauchern gegenüber, denen jeder Leser aus eigener Erfahrung Beispiele von langlebigen Freunden der Pfeife an die Seite zu stellen im Stande sein wird, keiner Widerlegung. Es mag sein, daß Mancher sich durch zu viel Rauchen von schweren Cigarren auf eine Weise den Magen verdorben und die Nerven zerrüttet hat. Er hätte dann zu rechter Stunde in sich gehen und aufhören sollen. Sonst ist hier zu fragen: was ist zu viel? Was mehr ist, als einem frommt. Dem Einen macht eine Cigarre schon Beschwerden, dem Andern hat „der grundgütige Gott“, um mit dem Weihbischof von Bingen bei Göthe zu reden, „die besondere Gnade verliehen“, ein Duzend oder mehr des Tages zu genießen, und während jener sich das Rauchen am Besten ganz versagt, darf dieser „wohl mit gutem Gewissen und mit Dank dieser anvertrauten Gabe sich auch fernerhin erfreuen.“

Daß das Schnupfen zu einer unsaubern Gewohnheit werden kann, ist sicher. Wir waren selbst einmal blutschwitzend Zeuge, wie ein Bonner Professor mit sehr ausgebildetem Niechorgan bei einem Freunde ein kunstvoll geschriebenes, soeben angekommenes Diplom besah, das auf dem Tische vor ihm ausgerollt war, und wie an besagtem Organ ein brauner Tropfen hing,

der wie das Schwert des Damokles über den prachtvollen Goldbuchstaben schwebte. Aber weder auf die Intelligenz noch auf den Charakter übt die Dose eine üble Wirkung. Im Gegentheil läßt Molière ihr in dieser Beziehung von Sganarelle im Don Juan nachrühmen:

„Was auch Aristoteles und die gesammte Philosophie sagen mögen, es ist nichts im Vergleich mit dem Tabak. Er ist die Leidenschaft der rechtschaffnen Leute, und wer ohne Tabak lebt, ist nicht werth zu leben. Er erquickt und reinigt nicht blos das menschliche Gehirn, sondern führt auch die Seelen zur Tugend, und man lernt von ihm, ein wohlwollender Mensch werden. Seht Ihr denn nicht, in welcher verbindlichen Weise man, sobald man ein Schnupfer wird, sich seiner jedermann gegenüber bedient, und wie beflissen man ist, nach rechts und links hin überall, wo man sich befindet, Prisen anzubieten? Man wartet nicht einmal ab, daß sie verlangt werden, sondern läuft hin, bevor der Wunsch laut wird, und so ist es denn wahr, daß der Tabak allen denen, die schnupfen, ehrenwerthe und tugendhafte Gefühle einflößt.“

Ist der Tabak, mäßig, d. h. von jedem Einzelnen nach dem Maße seines körperlichen Vermögens genossen, nicht schädlich, so muß andrerseits zugestanden werden, daß er nicht entfernt die vortrefflichen medicinischen Eigenschaften besitzt, die ihm die alten Aerzte nachrühmten und mit denen er geraume Zeit von den Apotheken als „Heilmittel für Alles“, als „heiliges Wundkraut“ u. d. verkauft wurde. Die Engländer scheinen ihm noch die meisten Tugenden in dieser Hinsicht zuzuschreiben. Fairholt sagt in dem angeführten Buche:

„Nach Merat hätten die Deutschen und die Schweizer die Gewohnheit, Personen, die durch Untertauchen in Wasser erstickt worden, Tabaksrauch einzutreiben. Häufig wurde im vorigen Jahrhundert eine Abkochung von Tabak zur Cur von hartnäckigen tonischen Krämpfen verwendet. Ebenso wurde dieselbe Medicin bei Katarrh und Bronchitis empfohlen und zwar gemischt mit Cognac. Neander lobt ihn in dieser Form als höchst wirksames Brechmittel — was wir durchaus nicht in Zweifel ziehen wollen. Die Apotheker bereiteten „Tabakswein“ auf folgendem Wege. Man nahm 1 Unze Tabakblätter und 1 Pfund spanischen Wein, ließ die Mischung sieben Tage stehen, goß sie durch Löschpapier und wendete sie dann als ein die Nierenthätigkeit beförderndes Mittel gegen Wassersucht an, welches man den Kranken in Dosen erst von 30, dann von 60 und zuletzt von 80 Tropfen täglich zweimal einnehmen ließ. Die londoner „Medical Gazette“ berichtet, daß Fälle epidemisch auftretenden Scharlachfiebers vor einigen Jahren durch Eingeben von gepulvertem Tabak gründlich und ohne üble Folge geheilt worden seien. Die Dosis betrug je nach dem Alter des Patienten ein Viertelgran bis 2

Gran und wurde täglich einmal gereicht. Man sollte damit, während Belladonna und ähnliche Arzneien nichts geholfen hätten, in einer Woche fünfzig Kranken das Leben gerettet haben. Sir Astley Cooper endlich hat den Tabak für das wirksamste und erfolgreichste Agens bei der Heilung von Brüchen erklärt.“

Der amerikanische Arzt Stephenson will die Kopfrothe dadurch geheilt haben, daß er die entzündete Stelle so lange mit angefeuchtetem Tabak bedeckt habe, bis der Kranke Uebelkeit empfunden.

Kant verhält sich kühler. Er sagt:

„Als innerlich angewendetes Mittel ist der Tabak fast ganz aus der Medicin verbannt. Indes bleibt ein leichter Abguß von Tabaksblättern die letzte Zuflucht, wenn es bei eingeklemmten Brüchen die Eingeweide zu reizen gilt. Ebenso leistet er gute Dienste zur Wiedererweckung der Nerventhätigkeit und zur Wiederbelebung des Kranken, der in Gefahr ist, zu ersticken. Man wendet den Tabak dann in der Form von Dampfbädern oder Lavements an, es bedarf indes dabei der äußersten Vorsicht. Endlich betrachtet man den Tabak als ein Mittel gegen das Asthma, doch haben sich die Kranken dabei großer Mäßigung zu befleißigen, wenn sie nicht Rückfälle hervorrufen wollen. Außerlich wendet man Abkochungen von Tabaksblättern gegen vegetabilische und animalische Parasiten an.“ Nicht zu rathen ist, sich seiner gegen Ausschläge zu bedienen; denn „drei Kinder, die daran litten und denen man den Kopf mit einem Präparat aus Tabak eingerieben hatte, starben binnen vierundzwanzig Stunden.“ Ebenso möchte der obenerwähnte „Tabakswein“ sein Bedenkliches haben, da Kant erzählt, daß der Dichter Santeuil nach dem Genuß eines Glases Wein, in das man Tabak geworfen, unter schrecklichen Schmerzen verschieden sei.

Der deutsche Botaniker Hayne endlich spricht sich in seiner „Darstellung und Beschreibung der in der Arzneikunde gebräuchlichen Pflanzen“ über Nicots Kraut folgendermaßen aus: „Da die Wirkungen des Tabaks sowohl in der Abkochung als auch in Extract und in Pulver so heftig sind, namentlich leicht Schwindel, Betäubung und alle Zeichen einer narcotischen Vergiftung hervorbringen, so wendet man ihn nur selten an, höchstens noch bei hartnäckigen Verstopfungen und zu Waschwasser (1 Unze Tabak auf 8 Unzen Wasser) bei Hautausschlägen. Der diätetische Gebrauch des Rauch- und Schnupftabaks ist dagegen sehr zu empfehlen, namentlich der erstere bei obstruirten und an Hämorrhoiden leidenden Personen und der letztere als ableitendes Mittel bei Augen- und Gehörkrankheiten.“

Wie kam der Tabak zu so rascher und allgemeiner Verbreitung als Genußmittel? Worin besteht die Annehmlichkeit, der Reiz des Rauchens? Die Antwort hierauf ist so schwer, daß Kant der Meinung gewesen ist, diese

Annehmlichkeit bestehe nur in einer den Ideengang befördernden Nebenbeschäftigung von Hand und Mund, wie denn Nichtraucher sich entsprechend mit den Händen zu thun machen (Fingermühle spielen, an etwas schnitzeln?) müssen, wenn sie aufmerksam zuhören oder nachdenken wollen. Wir wissen nicht, ob Kant selbst geraucht hat; was er sagt, ist aber gewiß nicht das Rechte. Cher läßt sich's hören, wenn Pereira sich den Zauber, der im Genuß einer Pfeife oder Cigarre liegt, damit erklärt, daß der Tabak eine besänftigende, ruhig stimmende Wirkung auf das Gemüth übe. Nach Maddens Ansicht wieder wäre das träumerische Vergnügen des Rauchers in der Erzeugung einer vollkommenen Gedankenlosigkeit zu suchen; denn wenn man jenem die Frage vorlege, woran er bei seinem stummen Genuße gedacht habe, so werde er antworten, an nichts. Das wird ohne Zweifel von Manchem gelten, gewiß aber nicht von Allen und am wenigsten von denen, die bei geistiger Arbeit rauchen und sich zu rauchen gezwungen fühlen. Viel richtiger scheint, daß der Reiz des Tabaksgenusses und vorzüglich des Rauchens gerade im Gegentheil von dem, was Madden sagt, nämlich darin liegt, daß derselbe schneller denken und reichlicher phantastiren läßt, daß der Tabak also dasselbe bewirkt, wie der Kaffee, der schwächer, und das Opium, welches stärker in die Denkmachine und den Apparat der Phantasie eingreift. Eine einschläfernde Wirkung des Tabaks haben wir wenigstens niemals bemerkt, man müßte denn dabei bildlich sprechen und an die Einschläferung von Hunger und Zahnschmerz denken.

Wenn bei Manchem die erste Cigarre oder Pfeife nicht die schlimmen Wirkungen hat, wie bei den Meisten, so liegt das wohl daran, daß er sich schon als Kind im Rauchen von allerhand andern Substanzen, darunter auch übel-schmeckende waren, geübt hat. Wer von uns hätte nicht auf dem Wege zur Schule oder in Freistunden sein Heil mit einem glimmenden Stück Ausklopferröhrchen versucht? Wir selbst bekennen uns dazu, und es ist uns, als hätte das Röhrchen geschmeckt, besser wenigstens im Munde als auf dem Rücken, wenn der Schulmeister uns über solchem Rauchen ertappt hatte. Andere rauchten Rosenblätter — es werden empfindsam gestimmte Seelen gewesen sein. Auch Salbei that es, desgleichen Säckerling. Ein vortreffliches Tabaksurrogat lieferte Kaffeesaß. Ein Freund rauchte sogar alte Leinwand, ja einer der beiden Verfasser der „Hygiène des Fumeurs“, die vor Kurzem in dritter Auflage erschien, will selbst Sohlen von abgelegten Stiefeln, mit einem Federmesser klein geschnitten, in die Pfeife seiner Knabenjahre gestopft und genossen haben. Daß er sie schmackhaft und wohlriechend gefunden, sagt er nicht, fügt aber hinzu: „Das Kind, welches raucht, ist wilden Gemüthes und schrickt vor nichts zurück. Auf der Schule würde man, wenn es ginge, sich sein Calumet mit den vermoderten Gebeinen seines Urgroßvaters füllen.“

Mit fünfzehn Jahren raucht man Tabak, aber nicht für sich, sondern für andere Leute, nicht um des Genusses willen, sondern der Wichtigkeit halber, die es giebt. Man bildet sich ein, daß man damit auf der Promenade Sensation macht, daß alle Frauen auf einen hinzeigen und sagen: „Da seht 'mal den hübschen Jungen, wie nett dem die Cigarre zu Gesichte steht.“ Man läßt seinen Glimmstengel absichtlich ausgehen, nur um den nächsten alten Herrn, der uns vor einer Gruppe Damen begegnet, um Feuer ansprechen zu können, obwohl man weiß, daß solche alte Herren häufig grob werden und von Gelbschnäbeln reden, die hinter den Ohren noch nicht trocken sind. Man ist kühn in dieser Zeit glücklicher Selbsttäuschungen.

Mit zwanzig Jahren raucht man, so oft man ausgeht. Aber man hat noch keinen Tabaksverstand, man denkt wenig an die Güte des Tabaks, dagegen um so mehr an eine stattliche Pfeife, man wählt seine Cigarre nicht, wohl aber seine Cigarrenspitze. Ein Mille Cigarren von Upmann oder Cabannas läßt uns zwar nicht kalt, wärmer aber werden wir, wenn Frauenhand dem Herrn Studenten zu Weihnachten einen saubergestickten Tabaksbeutel oder ein derartiges Cigarrenetui mit den Farben der Verbindung verehrt.

Erst mit dreißig Jahren wird der Raucher reif und Meister, und oft erst später gelangt er durch eigne Erfahrung und Lehre von andern Kunstgenossen in den Besitz aller Vortheile, Regeln und Wahrheiten, die den ganz Eingeweihten schmücken und charakterisiren. Mit einigen von diesen Maximen wollen wir unsern Sermon beschließen.

Rollentabak gewinnt, wenn er an einem trocknen, nicht heißen Orte aufbewahrt wird, mit den Jahren. Namentlich gilt dieß vom Barinas. Geschnitten darf er indeß nicht lange liegen, da er sonst zu sehr ausdorrt und staubartig wird. Man schneide sich daher nur den Bedarf für eine Woche und hebe das Geschnittene in einem Gefäße von Steingut auf. Die Tabake der Levante, vorzüglich der Kataklah, schimmeln leicht, wenn sie zu viel Feuchtigkeit bekommen, dürfen aber auch nicht zu starkem Austrocknen ausgesetzt werden, da sie dann ebenfalls zu Staub zerbröckeln und überdieß ihr Arom verlieren. Man bewahrt seinen Vorrath davon am Besten in Blasen, Lederbeuteln oder Thierfellen auf, die noch die Haare haben, und die man vor ein Fenster hängt, wo sie abwechselnd Regen und Luft bekommen. In Kellern verderben sie. Persischer Tabak muß, bevor er auf den Kohlenbecher der Wasserpfeife kommt, angefeuchtet werden.

Von den Cigarren gilt zunächst die Regel: lieber wenig, aber gute Marken, als viel und Mittelgut oder gar schlechtes Zeug rauchen. Es ist entsehrlich, zu sehen und — zu riechen, in welchem Maße hier nicht selten auch Leute, die das Beste haben könnten, gegen sich selbst und ihre Nebenmenschen sündigen. Sage mir, was Du rauchst, und ich will Dir sagen,

was Du bist. Schon die Alten ahnten das, da die Sprache guten Ruf und guten Geruch als Synonyma braucht.

Wie lange muß die Havanna von seiner Ernte liegen, ehe sie genießbar wird? Rasche und emphatische Antwort: Gar nicht! Sie muß im Gegentheil sofort nach ihrem Eintreffen von der Seereise geraucht werden, wenn sie ihr volles Arom entwickeln soll. Und wie lange hält sich eine Havanna, bevor sie ungenießbar wird? Das kommt auf die Qualität, den Jahrgang an. Sehr fette, speckige Cigarren sollen etwa ein halbes Jahr und können höchstens drei Jahre lagern. Später könnte man ungefähr eben so gut Stroh rauchen, als solche stumpfe, entkräftete Krautbündel.

Jede Cigarre, von der die Asche dicht vor der Brandstelle abfällt, verkert sofort merklich an Wohlgeruch, und je länger die Asche am Ende derselben wird, desto besser riecht und schmeckt der Rauch am andern Ende. Die Ursache hiervon wird darin gesucht, daß die Asche eine Art Kruste bildet, welche das Arom sich auf dieser Seite nicht verflüchtigen läßt. Andere erklären die Erscheinung damit, daß die heiße Aschenkruste die Wirkung eines Filtrirapparats habe, durch welchen die äußere Luft hindurchgehe, wobei sie einen großen Theil ihrer Feuchtigkeit verliere, so daß das Innere der Cigarre nicht naß werde und dieselbe regelmäßig brenne. Ueberhaupt hängt die feine Cigarre sehr vom Wetter ab, so daß sie guten Beobachtern als eine Art Barometer dienen kann. Bei schwerer, schwüler, drückender Luft verliert, bei heiterer, reiner, leichter gewinnt sie erheblich an Duft und Geschmack. Feuchtes Wetter schadet ihr, auch wenn sie gut verwahrt im Zimmer steht, weshalb sie im Sommer durchschnittlich mehr werth zu sein scheint, als im Winter. Regel: man schmähe eine Sorte nicht eher, als bis man sie bei trockenem Wetter und heiterem Himmel geraucht hat, und man preise sie nicht eher, als bis sie bei dicker Luft und nassem Erdboden versucht worden ist.

Cigarren, welche schief brennen wollen, vertreibt man diese Unart in der Regel dadurch, daß man — mit oder ohne quos ego und gelindes Fluchen — einige Secunden stark hineinbläst und dann etliche kräftige Züge thut. Hilft das nicht, so werfe man sie weg. Eine schiefbrennende Cigarre, die sich nicht rasch bessert, weiter rauchen, kommt gleich hinter dem Verzehren einer faulen Auster.

Cigarren, welche zu fest gewickelt sind und keine Luft haben, curirt man damit, daß man nach Abschneiden der Spitze durch die obere Hälfte bis auf die Entfernung eines Zolles oder etwas weiter eine starke Nadel hindurchsticht und so dem Rauch einen Weg bahnt; doch ist das vorsichtig zu bewirken, weil sonst das Deckblatt leicht zerplatzt. Der Cigarre den Kopf abzubeißen, ist unverständlich, man schneide ihn ab, und man schneide nicht zu wenig ab. Feine Cigarren aus langen Pfeifen zu rauchen ist unklug, da auf diese Weise

der Rauch seinen Weg durch die Absonderung hindurchnimmt, welche sich in Kopf, Rohr und Spitze angelesen hat, und da er hierdurch sein Arom mit häßlichen Düften mischt. Höchstens eine kurze einfache Cigarrenspitze ist erlaubt. Am besten aber bringt man die Cigarre direct an den Mund.

Unrecht ist es, die Cigarre mit den Zähnen zu fassen, abscheulich endlich, sie zu zerkauen. Je trockner das Mundstück bleibt, desto sauberer und desto duftiger wird die Cigarre sein. Sparsamkeit ohne Ueberlegung nennen wir es, wenn jemand eine ausgegangene Cigarre, die stundenlang gelegen hat, wieder in Angriff nimmt, weil eine solche die Zunge beißt und die Nase nicht vergnügt.

Wir bemerken noch, daß man wohlthut, nicht unmittelbar vor dem Schlafengehen und nicht sofort nach dem Aufstehen sowie nicht bis kurz vor der Zeit, wo man sich zu Tische setzt, zu rauchen. Im ersten Fall sichern wir uns durch die anempfohlene Enthalttsamkeit ein baldiges Einschlafen; im zweiten bewahren wir uns vor der Wirkung, die der Tabak selbst auf manchen alten und wohl-disciplinirten Raucher hat, wenn er nüchtern genossen wird; im dritten bringen wir guten Appetit, die beste, und keinen Tabaksgeschmack, die schlechteste Würze, mit zum Mahle.

Ein Gottesgericht in West-Afrika.

Von Herman Sotiaux.

Allen unentwickelten Völkern ist der Tod nicht die nothwendige Folge des Lebens, sondern die Wirkung einer geheimen von erzürnten Göttern oder bösen Zauberern ausgeübten Macht; ihnen kommt der Gedanke nicht, daß auf natürlichem Wege das warme Blut erstarren, das leuchtende Auge brechen, und der Körper seine lebenäußernden Funktionen einstellen könne.

Auf jeder Stufe des geistigen Entwicklungsganges fühlt der Mensch das Bedürfniß, für alle Erscheinungen im Leben und in der Natur, für alle Vorfälle einen Grund und Urheber zu erforschen und kennen zu lernen. Jeder gebildete Mensch weiß, daß der Tod folgerichtig eintreten muß und in der Abnutzung der Kräfte, in dem „allgemeinen Verbrennungsproceß“ seinen letzten Grund finde. Der Ungebildete glaubt an die Zauberkraft eines Menschen oder die Machtäußerung eines Geistes als die Ursache des Todes. Warum sollte daher nicht der Wilde zu demselben Glauben und zu dem Wahne ge-